

ZUR REKONSTRUKTION ETHNISCHER DIFFERENZPRODUKTION

MARK SCHRÖDTER

Universität Bielefeld im August 2002

1 BEOBACHTUNG UND DIFFERENZ

Folgen wir einer Unterscheidung von *Ulrich Oevermann* (2000) differenziert sich der Forschungsprozeß in Datenerhebung einerseits und Dateninterpretation andererseits. Datenerhebung meint Sammlung von bereits existierenden Protokollen der handelnden Subjekte, wie wir sie etwa in historischen Archiven vorfinden, oder die maschinelle Protokollierung von Sprechhandlungen durch den Forscher, wie wir dies klassischerweise im Forschungsinterview tun. Die Ethnographie stellt einen Grenzfall dar, denn hier protokolliert das Gedächtnis des Forschers das Handeln der Akteure. Er muß das Gedächtnisprotokoll erst noch verobjektivieren, also verschriften. Ein Moment empirischer Forschung ist also immer die Protokollierung von Praxis, und somit die Produktion von Text durch Praxis.

Protokollierung von
Praxis als Produkti-
on von Text

Ein Text ist nichts anderes als eine sequenzielle Abfolge von Entscheidungen. Wenn ein Künstler vor einer leeren Leinwand steht oder einem Sprecher das Wort auf der Zunge liegt, dann muß er sich aus dem Horizont von möglichen Ausdrucksweisen für eine konkrete Option entscheiden. Er entscheidet sich für 'dies' und nicht 'anderes'. Dabei handelt es sich um eine Operation, die – um mit *Luhmann* (1995) in Anschluß an *George Spencer Brown* (1971) zu sprechen – durch Unterscheidung etwas bezeichnet. Bezeichnen ist Unterscheiden, ist Setzen von Differenz: 'dies' und nicht 'das'. Erst in der Sequenzialität, in der sinnhaften Verknüpfung von Entscheidung mit Entscheidung entsteht Kommunikation, also Text. In diesem Sinne ist Text Sequenzialität von Differenz.

Differenzproduktion

Die Migrationsforschung interessiert sich für jene Praxen, die mit bestimmten Differenzen operieren. Sie beobachtet Protokolle von Praxen, die ethnisch codierte Semantiken nutzen. Die Migrationsforschung kann nun selbst von diesen Semantiken Gebrauch machen, dann operiert sie mit den selben Differenzen wie die untersuchte Praxis. Man kann dann von Beobachtung erster Ordnung sprechen. Die „differenzkritische“ Migrationsforschung kritisiert daran, daß hier jene Differenzen in der Forschung reproduziert werden, die in der Praxis Grundlage von Diskriminierung sind (vgl. RADTKE 1992). „Differenzkritische“ Migrationsforschung kritisiert dies als Ethnisierung (vgl. BUKOW 1996; BUKOW/LLARYORA 1988), racialization (vgl. MILES 1989), und Kulturalisierung (vgl. HAMBURGER 1994). Sie spricht sich dafür aus, gerade nicht die Perspektive der Praxis einzunehmen, die Selbstbeschreibung der Praxis nicht lediglich zu „verdoppeln“. Das geht nur auf Grundlage anderer Unterscheidungen als die, die die untersuchte Praxis verwendet. Man kann nicht *mit* dem Kulturbegriff den Kulturbegriff 'kritisch' untersuchen. Im Sinne einer Beobachtung zweiter Ordnung distanziert sie sich von ethnischen, rassischen und kulturellen Unterscheidungen und untersucht deren Gebrauch in der Praxis. Beobachtung zweiter

Rekonstruktion
ethnischer Diffe-
renzproduktion

Ordnung beobachtet die Differenzsetzungspraxis von Beobachtern erster Ordnung. Sie stellt um von „Was-Fragen“ auf „Wie-Fragen“. Sie fragt nicht mehr: „Was ist der Unterschied zwischen bestimmten ethnischen Gruppen?“, sondern „Wie werden ethnische Gruppen als Unterschiedene hergestellt“.

Die „differenzkritische“ Migrationsforschung betrachtet also die Unterscheidungen, die die Alltagspraxis oder auch die vermeintlich naive Wissenschaftspraxis getroffen hat und konfrontiert diese mit der Kontingenz: „Ihr hättet auch anders unterscheiden können“, heißt es. Denn welche Differenzen man setzt ist zunächst willkürlich, ergibt sich nicht aus der Sache selbst. Zwischen Männern und Frauen oder Schwarzen und Weißen zu unterscheiden ergibt sich nicht aus einem anthropologischen Grundtatbestand (vgl. LUHMANN 1988: 49).

2 FALLREKONSTRUKTION

Anhand des Transkripts eines Forschungsinterviews¹ sollen zwei Dinge mit der Forschungsmethode der objektiven Hermeneutik (vgl. OEVERMANN 2000) exploriert werden. Es sollen zum einen Probleme der Praxis der Migrationsforschung thematisiert werden. Gegenstand der Fallrekonstruktion ist daher zum einen die Praxis der Interviewführung. Dabei geht es besonders um die Frage welche Möglichkeiten die Forscherin durch ihr Interviewhandeln der Befragten eröffnet. Zum anderen soll aufgezeigt werden, welche forschungspraktischen Probleme sich ergeben, wenn man sich einem typischen Forschungsinteresse der Migrationsforschung nähert: der Frage nach der Aufrechterhaltung von Identität bei ethnischer Mehrfachzugehörigkeit.

A: Hallo X, ähm schön daß du zu diesem 1. Interview gekommen bist. Wie du vielleicht weißt, schreibe ich eine Diplomarbeit über Zugehörigkeitserfahrungen und deren Verarbeitung bei biethnischen Personen

Nachdem der Forscher sich – gemäß geltender Regeln der Höflichkeit – für das Erscheinen des Interviewten bedankt hat,² teilt er ihm den Zweck des Interviews mit.

¹ Die Ergebnisse der hier ausführlich dargestellten Fallrekonstruktion sind eingeflossen in: Mecheril, P./Scherschel, K./Schrödter, M. 2003. 'Ich möchte halt von dir wissen, wie es ist du zu sein'. Die Wiederholung der alienierenden Zuschreibung durch qualitative Forschung. In: Badawia, T./Hamburger, F./Hummrich, M. (Hrsg.) Wider die Ethnisierung einer Generation. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt/M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation. 93-110.

² [0]An dieser Stelle kann schon geschlossen werden, daß das Interview nicht bei dem Interviewten zuhause stattfindet und daß der Interviewer davon ausgeht, daß der Interviewte mit der Teilnahme am Interview ein hohes Maß an persönlichem Engagement zeigt. Es wird mindestens noch ein weiteres Interview geben (*follow up*), was die Ernsthaftigkeit des Interviewvorhabens unterstreicht. Der Interviewte wird also eingewilligt haben in ein längeres Forschungsinterview, für das aus irgendwelchen Gründen eine Sitzung nicht ausreicht. Drei Gründe können eine Rolle spielen: a) Das *follow up* dient der Überprüfung der Persistenz von bestimmten Meinungen oder Haltungen oder es sollen Veränderungen im Zeitverlauf dokumentiert werden. In beiden Fälle wird der Interviewte einer umfangreichen Konsistenzprüfung unterzogen, was den Druck der Interviewsituation erhöht. b) Der Gegenstand des Interviews ist thematisch so umfangreich, daß er nicht innerhalb weniger Stunden bearbeitet werden kann. c) Der Gegenstand des Interviews ist thematisch so sensibel bzw. intim, daß es nicht bei der ersten Sitzung zur Sprache kommen wird und daher ein Rapport erst mühsam hergestellt werden muß.

Der Sprecher muß sich also in dem Glauben befinden, dem Interviewten könne dies noch nicht bekannt sein. Wahrscheinlich hat er das Interview nicht selbst vereinbart, etwa weil es im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes stattfindet, in der seine Diplomarbeit ist ein spezifisches (Teil-)Thema darstellt oder weil sie durch einen gemeinsamen Freund vermittelt wurden.³

Gleichzeitig geht der Sprecher davon aus, daß der Adressat Auskunft geben kann über „Zugehörigkeitserfahrungen und deren Verarbeitung bei biethnischen Personen“. Das kann eine biethnische Person selbst oder auch ein Angehöriger oder eine im psychosozialen Dienst mit diesem Personenkreis arbeitende Fachkraft sein. Sollte der Adressat nicht selbst biethnisch sein, wäre es nun anschließend begründungsbedürftig, warum gerade er als Fachkraft als Interviewpartner ausgewählt wurde, etwa in der Form: „Und ich möchte gern von dir wissen, inwiefern du in deiner Beratungspraxis damit zutun hast“. Neben dem Interesse für „Zugehörigkeitserfahrungen“ interessiert er sich für deren „Verarbeitung“. Solche Erfahrungen werden hier vorgestellt als Rohmaterial, die verarbeitet werden müssen. „Zugehörigkeit“ erscheint hier daher als prinzipiell problematisch, vielleicht sogar traumatisch. Und man kann sich leicht vorstellen, daß dies Problematik sich „bei bi-ethnischen Personen“ noch potenziert.

und ähm das ist jetzt das 1. Interview in diesem Rahmen und ich bin also selber ganz gespannt was dabei rauskommen wird

Indem der Adressat als Forschungssubjekt adressiert wird („Diplomarbeit“) ist klar, das er nur einer von Vielen ist. Forschungssubjekte stellen für ein Forschungsprojekt immer besondere Repräsentationen des Allgemeinen dar. X fungiert hier also für den Forscher A als ‘Exemplar’ einer bi-ethnischen Person. Anhand des Falles X wird er die *allgemeine* Problematik von „Zugehörigkeit und deren Verarbeitung“ rekonstruieren wollen. Diese Rollenzuweisung wird bestärkt dadurch, daß der Sprecher darüber informiert, daß es sich um das erste Interview im Rahmen seiner Diplomarbeit handele, dem als weitere Interviews folgen werden.

Unter einem wissenschaftlichen Interview, wie es im Rahmen einer Diplomarbeit erwartet wird, versteht man ein Gespräch, in dem der Interviewte zu einem Thema Auskunft geben soll. Es kann der Informations- und Wissensaspekt hervorgehoben oder eher der Erfahrungsaspekt betont werden. Meist spielt auch das Interesse an Einstellungen, Haltungen und Überzeugungen eine Rolle. In jedem Fall besteht eine Asymmetrie insofern, als daß die Bewußtseinsinhalte des Interviewers hinter denen des Interviewten zurücktreten (darin unterscheidet es sich von der Diskussion und dem small talk). Der Interviewer übernimmt die Verantwortung für die Gesprächsstrukturierung (das unterscheidet es vom Vortrag). Das Interview ist im Kontext des Interviews selbst folgenlos für den Interviewten (Unterschied zum Verhör), auch wenn die spätere Publikation (wenn forschungsethisch fragwürdig gehandelt wird) oder die durch das Interview ausgelösten Erinnerungen für den Interviewten unangenehm

Struktur von
Forschungsinter-
views

³ Das würde auch die Anrede in der zweiten Person Singular erklären über die Möglichkeit, der gemeinsamen Angehörigkeit in einer Gesinnungsgemeinschaft, – etwa die der ‘Studierenden’ – hinaus.

Andererseits könnte man vermuten, daß der Sprecher davon ausgeht, daß der Interviewte den Zweck wieder vergessen hat. Diese Lesart ist aber deshalb unwahrscheinlich, weil er dann gesagt hätte: „Wie du dich vielleicht noch erinnern kannst“ oder „wie du vielleicht noch weißt“. Darüberhinaus würde man entsprechend dem Sparsamkeitsgebot (vgl. dazu WERNET 2000) nicht von einer solchen Defizit-Unterstellung ausgehen.

oder schmerzhaft sein können. Der Interviewte hat (abgesehen von nicht vorgesehenen kartarsischen Effekten) keinen Nutzen vom Interview (im Kontrast zu dem small talk, in dem Gemeinschaftlichkeit reproduziert wird). So wird weder an einem gemeinsamen Thema gearbeitet (wie in der Diskussion oder Besprechung), noch ein Problem des Auskunftgebenden gelöst (Beratung, Therapie).

Die Interviewerin ist gespannt, was beim Interview „rauskommen wird“. Es geht ihr also nicht um reine Informationsabfrage – das Ergebnis wäre voraussehbar: entweder werden die Fragen beantwortet oder nicht. Auch ist die Interviewerin nicht am Prozeß, am Diskursverlauf selbst interessiert (den es dann später auszuwerten gilt, etwa artikuliert durch die Frage: „bin ganz gespannt, wie unser Gespräch *verläuft*“), sondern an einem Ergebnis, an dem was rauskommt. Betrachtet man nun aber das durch das Interview produzierte Protokoll als Datenbasis, dann kommen aus der Interviewsituation eben nur diese Daten raus. Inhaltlich offen ist dann nur noch die Interpretation dieser Daten. Man könnte dies zum Ausdruck bringen durch: „bin ganz gespannt, was *bei der Interpretation* des Interviews rauskommen wird“.

Hier wird also eine *Erwartung an das Interview*, nicht an den Interviewten kommuniziert. Personalisiert auf den Adressaten bedeutet dies die Erwartungszumutung, etwas relevantes *beizutragen*, also nicht lediglich irgendetwas (z.B. biographisches) zu erzählen, dessen forschungstechnische Relevanz der Wissenschaftler selbst feststellen müßte („bin also ganz gespannt, was *Du erzählen* wirst“). Dahinter steht ein Forschungsverständnis, das den Interviewten selbst am Interpretationsprozeß teilhaben läßt.⁴

An dieser Stelle kann die Logik der Interviewführung in Form eines gemeinsamen Gespräch zwischen zwei Akteuren charakterisiert werden, die mit einer Diskussion oder einem Arbeitstreffen vergleichbar ist, in dem beide an der Frage arbeiten, wie Zugehörigkeitserfahrungen bei biethnischen Personen verarbeitet werden. Wenn nun aber beide an dieser Frage arbeiten, kann nicht mehr die persönliche Erfahrung des Interviewten im Vordergrund stehen. Damit liegt nun aber eine Widersprüchlichkeit vor zwischen Interviewsituation und Erwartung des Interviewers. Der Interviewte, der zunächst als Auskunftgebender adressiert worden ist, soll nun eine theoretische Frage bearbeiten, oder vielleicht sogar gemeinsam mit dem Interviewer debattieren. Wenn es sich bei dem Interviewten in dem hier vorliegenden Fall um einen Experten, etwa einen Sozialarbeiter handelt, der beruflich Probleme der Zugehörigkeit ‘bi-ethnischer Klienten’ bearbeitet, dann ist ein beinahe kollegiales Gespräch auf der Ebene des wissenschaftlichen Diskurses zu erwarten. Man könnte einen solchen Interviewtypus als „Experteninterview“ bezeichnen.

Konfrontiert man aber diese Interpretation mit dem realen Kontext, so ergibt sich eine erklärungsbedürftige Diskrepanz. Der Interviewte ist nicht mit der psychosozialen Arbeit mit bi-ethnischem Klientel betraut, sondern er wurde hier für das Interview als eine Person mit *eigenem* bi-ethnischem Hintergrund ausgewählt. Wenn nun

Bemerkenswerte
Abweichung vom
Strukturtypus
„Forschungsinter-
view“

⁴ Dies ist ein Forschungsverständnis, daß dem der objektiven Hermeneutik diametral entgegensteht. Für sie sind alle Äußerungen zunächst Daten, die später methodisch kontrolliert, ohne daß die subjektiven Meinungen, Einstellungen, Motive der Beforschten *in der Interpretation* berücksichtigt würden. Für die *Geltung* einer Interpretation ist die richtige Anwendung der Methode (in der Logik des besseren Arguments - , nicht die beforschten Subjekte die Autorität.

An dieser Stelle besteht daher eine besondere Herausforderung in der Interpretation mit der objektiven Hermeneutik, will sie nicht ihr eigenes Forschungsverständnis diesem Text aufzwingen. Es geht also im folgenden darum, zu untersuchen, was die Folgen eines solchen Forschungsverständnisses für die Interaktion sind, nicht dieses Forschungsverständnis normativ zu kritisieren oder zu verurteilen.

an ihn die Erwartung eines Expertengesprächs herangetragen wird, dann muß er aus sich selbst heraustreten und sachlich-distanziert sich selbst – zusammen mit dem Interviewer – zum Gegenstand einer abstrahierenden Diskussion machen.

Wie kann es motiviert sein, daß der Sprecher objektiv einen abstrahierenden wissenschaftlichen Diskurs initiieren will mit einem Subjekt, daß primär aufgrund seiner eigenen, lebenspraktischen Erfahrung ausgewählt wurde und in einer Situation, in der man eher ein Interesse an dem lebensweltlichen Hintergrund erwarten würde, wie es in der biographieanalytischen Forschungstradition gepflegt wird? Schließt man Inkompetenz der Gesprächsführung oder Unreflektiertheit in der Auswahl des Interviewpartners aus, kann hier nur das Bestreben handlungsleitend gewesen sein, eine möglichst „offene“ Interviewsituation zu schaffen, ohne das Gespräch auf *ein bestimmtes* Ergebnis hinzuführen.⁵ Indem der Interviewer betont, er sei „gespannt“, was bei dem Interview „rauskommen wird“, möchte er diese Offenheit zum Ausdruck bringen und zeigen, daß er den Fall nicht „schon im Kopf“ unter vorgegebene Kategorien zu subsumiert. Mit der Betonung, daß er „selber“ ganz gespannt sei, widerspricht er der möglichen Erwartung des Gegenüber, daß er dem Ergebnis gleichgültig gegenüberstünde. Das könnte als Versuch gedeutet werden, ‘echtes’ Interesse zu bekunden, denn ein Forschungsinterview hat immer mit dem konstitutiven Strukturproblem der kommunikativen Asymetrie zu kämpfen, in der der Interviewte (oftmal über sehr privates, intimes) Auskunft geben soll, während der Interviewte von sich nichts preisgibt.

Und so scheint der Interviewer diese Asymetrie ein wenig einebnen zu wollen, indem er über die eigene Befindlichkeit berichtet:

und bin da auch so ein bißchen unsicher irgendwie jetzt
also ich muß mal schauen, wie sich das so entwickeln wird.

Schließlich wird hier noch einmal die soziale Dynamik des Interviews betont, die sich in eine nicht voraussehbare Richtung/Form entwickelt. Der Sprecher möchte, diese Entwicklung (zunächst erstmal) lediglich mitverfolgen, ohne stark lenkend einzugreifen. Es kommt ihm darauf an, nicht durch Strukturierung die Relevanzen des Adressaten zu „stören“.

Ich hab mir so grob überlegt, wie wir das machen, das wird
also ca. 1.5h dauern und ähm also erstmal ist mir ganz
wichtig dir zu sagen, daß du der Experte bist in diesem
Gespräch

Nachdem ein grober Zeitrahmen festgelegt worden ist,⁶ betont der Sprecher, daß der Interviewte, nicht er selbst der Interviewer für den Zeitraum des Interviews der

Struktur des
„Experteninterviews“

⁵ Aus der Perspektive der objektiven Hermeneutik wäre hier bereits problematisch, daß überhaupt ein Ergebnis erwartet wird. Denn Interviews liefern nur Datenmaterial, keine inhaltlichen Ergebnisse. Diese entstehen erst in der methodisch abgesicherten Interpretation, nicht in der Interviewsituation selbst.

⁶ Hier wird das Paradox der Zeitbegrenzung in Interviews deutlich. Eigentlich ist für das Forschungsinterview konstitutiv, daß der Zeitrahmen nicht bestimmbar ist und höchstens Erfahrungswerte genannt werden können für die Zeit, a) die es erfahrungsgemäß dauert, bis die Aufmerksamkeit der Gesprächsteilnehmer erschöpft ist und bzw. eine biographische Erzählung abgeschlossen ist, b) nach der entsprechend gesellschaftlichen Normen die Aufmerksamkeit des anderen in einem Interview strapaziert werden darf. Man könnte dann pragmatisch sagen: „wir können uns 1.5 Stunden zeit nehmen“ oder: „Erfahrungsgemäß dauer so ein Interview 1.5 Stunden, tch würde mich freuen,

Experte ist. „Experte“ ist ein gesellschaftlich zugewiesener Status aufgrund von faktischer oder imaginerter oder erfolgreich reklamierter Wissensdifferenz. Der Expertenstatus ist also rollenförmig institutionalisiert. Es ist aber seltsam, wenn jemand einem anderen versichert, daß dieser Experte ist.⁷ Berücksichtigt man die bisherige Interpretation, erklärt sich diese Merkwürdigkeit aus dem Umstand, daß der Interviewte eben gerade nicht *als* Experte (im gewöhnlichen Wortsinne) eingeladen worden ist, sondern von seinen Erfahrungen berichten sollte. Damit bestätigt sich die These von der Widersprüchlichkeit zwischen Interviewsituation und Erwartung des Interviewers. Denn der Interviewte wird hier plötzlich zum Experten für „Zugehörigkeitserfahrungen und deren Verarbeitung bei biethnischen Personen“ erhoben, obwohl er als „Betroffener“ eingeladen worden ist.

Offensichtlich will der Sprecher zum Ausdruck bringen, daß er, der sich wissenschaftlich mit dem Thema der Bi-Ethnizität beschäftigt, es *nicht* „besser weiß“ wie es ist, einen bi-ethnischen biographischen Hintergrund zu haben. Diese Betonung ist aber eigentlich unnötig, denn einerseits sollte man davon ausgehen, daß der Diplomat *in theoretischen Begriffen* das Problem der Bi-Ethnizität besser begreifen kann als ein Laie und andererseits sollte davon auszugehen sein, daß der Interviewer in einer Haltung wissenschaftlicher Neugierde daran interessiert ist, wie ein bi-ethnischer Hintergrund aus der konkreten Perspektive der Lebenspraxis erscheint – sonst hätte er den Interviewten nicht zum Interview eingeladen und sonst würde er nicht zu diesem Thema forschen.

also ich möchte halt von dir wissen, wie es ist du zu sein,

Der Adressat soll erzählen, wie es ist, er selbst zu sein. Damit muß er also aus sich selbst heraustreten und von der eigenen Lebenspraxis abstrahieren. Aber in diesem Moment kann er schon nicht mehr „er selbst“ sein. Der Interviewer hat nicht vor, *nachträglich* auf der Basis des Transkripts zu rekonstruieren, wie es ist der andere zu sein. Er möchte es von ihm direkt gesagt bekommen.⁸ Darüberhinaus ist der Interviewte aufgefordert, ein Konzept von Identität inhaltlich zu füllen, das eine Einheit voraussetzt. Man „ist“, man ist eine Einheit. Es handelt sich hier um eine folgenreiche Identitätszumutung.

Paradox des
„Experten seiner
selbst“

wenn Du solange Zeit hast“. Aber um all dies geht es dem Sprecher nicht. Aus seiner Perspektive „dauert“ das Interview 1.5 Stunden – bis das Ergebnis da ist.

⁷ Denkbar wäre der umgekehrte Fall. Wenn etwa in einer Diskussion die Wissensdifferenz strittig ist, könnte sich jemand als Experte von einem Laien abgrenzen, indem er sagte: „Ich bin hier der Experte in diesem Themengebiet“.

Darüberhinaus ist auch ein „pädagogischer“ Kontext denkbar, in dem der Angesprochene selbst noch nicht weiß, was er alles weiß oder wenig selbstsicher in seinem Expertenstatus ist. Diesen faktischen Expertenstatus will man ihm vermitteln. In einer dritten Lesart könnte der Angesprochene implizit die Verantwortung bestreiten, die er als Experte für eine Praxis übernehmen müßte und der Sprecher behauptet nun, daß dies in seinen Bereich falle.

⁸ Hier reproduziert sich wieder die methodologische Vorannahme des Interviewers, nämlich daß die Interpretationsleistung der Lebenswelt nicht (nur) Aufgabe der Forscherin ist. Die Untersuchten sollen als Forschungsobjekte selbst teilhaben am Interpretationsprozeß.

weil ich das ja so selber gar nicht nachvollziehen kann

Folgt man den von dem Sprecher selbst implizit artikulierten identitätstheoretischen Annahmen, dann äußert er hier einen Sachverhalt, der aus seiner Sichtweise heraus eine Trivialität darstellen muß: A kann nicht nachvollziehen, wie es ist, B „zu sein“, weil A schließlich A „ist“. Nun kann der Sprecher damit nicht die basale gegenseitige Intransparenz von Subjekten überhaupt meinen, denn dann wäre jedes Interview sinnlos. Und er bittet ja gerade den Adressaten, ihm verständlich zu machen, wie es ist „er“ zu sein. Wenn hier aber nicht das grundsätzliche Intersubjektivitätsproblem thematisch ist, dann folgt, daß es hier nur um das Problem des Verstehen gehen kann, welches divergierende Erfahrungshorizonte überwinden muß. Demnach könnte der Sprecher gemäß seiner impliziten Theorie jene Dinge nachvollziehen, die in seinem eigenen Erfahrungshorizont liegen, etwa wie es ist, ein ‘mono’-ethnisches Subjekt zu sein. Der Sprecher A kann also nicht deshalb nicht nachvollziehen wie es ist, Adressat X „zu sein“, weil Subjekte sich *grundsätzlich* wechselseitig intransparent wären. Vielmehr ist der Sprecher der Auffassung, daß es der spezifische, die Identität ausmachende Erfahrungshorizont der Bi-Ethnizität sei, der (von nicht bi-ethnischen) Subjekten nicht „nachvollzogen“ werden kann. Dieser Erfahrungshorizont bzw. die Identität kann und muß aber mitgeteilt werden, denn er kann nicht rekonstruierend nachvollzogen werden. Wiederum wird die Interpretationsleistung auf den Adressaten verlagert.

Abschließende Bestätigung der Strukturhypothese über die Reproduktion von Differenz durch den Interviewer

und äh wenn ich dir irgendwelche Fragen stelle, dann bezieht sich das weniger auf Fakten und Daten, sondern eher immer, was das für eine Bedeutung für die hatte, also ich will was über deine Wünsche wissen, deine Träume, deine Ängste, deine Hoffnungen, deine Zuversichten, deine Lebensphilosophien, Ideen, usw.

Der Sprecher interessiert sich für die subjektive Sicht des Interviewten, dafür, welche Bedeutung Ereignisse für ihn haben. Aber selbst in dieser lebensweltlich-konkreten Sphäre, wird der Adressat wiederum zur Abstraktion aufgefordert. Er soll diese Bedeutung *reflexiv* als solche, *als* Wünsche, Träume, Ängste, Hoffnungen, Zuversichten, Lebensphilosophien, Ideen artikulieren.

Wenn dir irgendwas zu persönlich ist, brauchst du nicht zu antworten, ähm, ja das ist erstmal so das Wichtigste. Dann komm ich jetzt vielleicht erstmal grob zur Struktur: Also das ist jetzt die Einleitung und danach wollte ich mit dem biographischen Teil anfangen, also Fragen zu deinem Lebenslauf stellen und äh, dann kommt ein weiterer Themenbereich, der sich mit Zugehörigkeitserfahrungen beschäftigt und dann halt zum Schluß nochmal so’ne Art Rückmeldung auf das Interview. Hast du da noch irgendwelche Fragen zu oder können wir dann anfangen?

Der Interviewer verdeutlicht die Regeln des Interviews zum Schutz der Integrität der Person des Interviewten und stellt den formalen Ablauf vor.

X: Ja, ich hab keine Fragen dazu eigentlich, nur daß ich eben halt so über die Ängste und Träume halt noch nicht so

intensiv nachgedacht habe (*),⁹ so daß ich eigentlich im Laufe des Gesprächs auf diese Fragen dir antworten kann.

Der Interviewte hat zur Struktur keine Fragen, aber er artikuliert einen Einwand. Angesichts der an ihn herangetragenen Erwartung, die eigene Sinnwelt reflexiv einzuholen und abstrahierend zu explizieren, räumt er ein, noch nicht so intensiv darüber nachgedacht zu haben, als daß er die Fragen unmittelbar beantworten könnte. Es stehen ihm keine vorgefertigten Antworten zur Verfügung, er glaubt aber, daß er im Laufe des Gesprächs darüber reflektieren kann und dann diese verallgemeinerten, abstrahierten Antworten geben kann. Er hat verstanden: nicht der Reflexionsprozeß selbst interessiert den Interviewer, sondern dessen Ergebnis.

Bestätigung der
Strukturhypothese
durch den Interview-
ten

A: (*), okay

X: Das wäre meine einzige (*) Frage, die ich (...)

A: mhm, ja okay

X: Okay

Weil der Interviewer auf den Einwand nicht eingeht, bekräftigt der Befragte, daß er eine Reaktion erwartet, die aber wiederum ausbleibt, woraufhin X aufgibt.

A: Ähm, vielleicht noch was, hast du ganz bestimmte Erwartungen an dies Interview?

X: Nee, ich gehe ganz offen in dieses Interview, also ich hab da keine Erwartungen

A: Okay, alles klar! Mhm, ja dann würde ich jetzt erstmal so mit dem biographischen Teil anfangen und frag dich jetzt erstmal, wie du heißt und wie du aufgewachsen bist und ja erzähl doch ganz einfach mal.

Nun beginnt der Interviewer inhaltlich das Interview mit der merkwürdigen Frage nach dem Namen des Interviewten. Merkwürdig ist dies, weil ihm der Name bekannt sein müßte und er für das Tonbandprotokoll unwesentlich ist, denn das Transkript wird schließlich anonymisiert. Der Name muß also an sich schon bedeutsam für die Forschungsfrage der „Zugehörigkeitserfahrungen und deren Verarbeitung bei biethnischen Personen“ sein. Namen geben immer auch Auskunft über die sozio-kulturelle Herkunft der Person. Sie sind schon Identifikationsmarker. Der Interviewte muß also einen Namen besitzen, der eine für das Forschungsvorhaben relevante Zugehörigkeitsproblematik indiziert bzw. seine Bi-Ethnizität schon andeutet. Darüber hinaus muß nicht nur der Name an sich für die Forschungsfrage interessant sein, sonst könnte der Interviewer ihn interpretieren, ohne ihn in der Interviewsituation abzufragen. Vielmehr macht er innerhalb des Interviews den Namen zum Thema.¹⁰ Diese Thematisierung setzt also voraus, daß der Name durch die Rahmung der Situation ‘Forschungsinterview’ bereits bemerkenswert ist.

Ebenso muß das „wie“ des Aufwachsens aus einer ‘bi-ethnischer’ Perspektive interessant erscheinen. Es ist davon auszugehen (weil nicht anders expliziert), daß es hier um das Aufwachsen unter dem Einfluß verschiedener Kulturen geht, idealtypischerweise repräsentiert durch ethnisch differierende Eltern.

⁹ (*) – „hmm“ oder ähnliches des Gesprächspartners

¹⁰ Dann wird er hier aber dem (imaginären) Publikum vorgeführt. Der Interviewer hätte ihn ja direkt auf den Hintergrund seines Namens ansprechen können.

X: Ja, //räusper//, ich heiße X, Y ist mein Familienname,
(*), das hört sich auch schon halt äh nicht deutsch an (*)

Der Interviewte hat verstanden, daß sein Name, genauer: sein Familienname für das Interview bedeutungsvoll ist. Er trägt einen Namen, der in Deutschland nicht üblich ist, vielleicht für viele 'ausländisch', 'fremdländisch' oder 'exotisch' klingt. Auch die äußere Erscheinung wird nicht 'deutsch' sein, denn wenn „schon“ der Name nicht 'deutsch' klingt, werden auch andere äußerliche Merkmale als nicht 'deutsch' erscheinen. Dies ist nicht zu verbergen. Würde man prüfen wollen, ob X 'deutsch' 'ist', würde man 'schon' beim Namen zweifeln.

Auch wenn diese 'nicht-deutsche' Erscheinung für X 'halt' so ist, also bar jeder Begründung selbstverständliche Evidenz besitzt, so ist hier noch nicht entscheidbar, ob er selbst seinen Namen für problematisch hält oder ob er lediglich aussagen will, daß andere ihn für problematisch halten. Man könnte aber in einer riskanten Strukturhypothese an dieser Stelle vermuten, daß X unter seinem Namen (in Deutschland) leidet, denn X will *als* 'Deutscher' anerkannt werden, dies wird ihm aber von seiner Umwelt verwehrt. Er unternimmt gerade nicht den Versuch, das was als „deutsch“ gilt, mitzuprägen (wie etwa: Black British, Afro-American, Türkisch-Deutsch), sondern er scheint sich in einer Haltung der Assimilation zu bemühen, 'deutsch' zu erscheinen, aber „schon“ beim Namen fühlt er sich in Grenzen verwiesen.

'riskante' Strukturhypothese

und äh deswegen

Hier bricht der Satz ab. Was wollte X sagen? Als mögliche Anschlüsse wären Sätze denkbar, wie „...fragt mich jeder wo ich herkomme“, „...erkennt niemand meine deutsche Identität an“, „...bin ich schon immer mit der Frage nach Identität/bi-ethnischer Zugehörigkeit konfrontiert worden“. Diesen Beispielen ist gemein, daß es hier immer darum geht, daß auch sein Aufwachsen (entweder für ihn oder andere) problematisch erscheint.

also ich komme aus Afrika,

Mit dem Satz „ich komme aus Afrika“ kann sich X hier entweder auf die gebürtige regionale Herkunft beziehen oder eine identifikatorische/imaginierte oder irgendwie geistig prägende Herkunft als Bestandteil von Identität meinen. Formal leitet das „also“ hier eine Erklärung ein, von der zu erwarten ist, daß sie erläutert, warum Identität für X immer fraglich ist.

oder zumindest (*)

Diese Erklärung wird aber nicht geliefert, sondern die Behauptung, er komme aus Afrika in seiner Geltung sofort wieder eingeschränkt. Eine Aussage über seine Herkunft könnte man auf einen bestimmten Bedeutungsaspekt einschränken wollen. So begrenzt die Aussage „Ich komme aus Afrika, oder zumindest bin ich da geboren“, die Bedeutungsreichweite auf den geographischen Geburtsaspekt entgegen der identifikatorisch-prägenden Dimension. Wenn jemand über einen Dritten sagt, „Ich glaube, er kommt aus Afrika, oder zumindest ist er da geboren“, dann ist er sich nicht sicher, ob dieser 'lediglich' in Afrika geboren oder auch dort sozialisiert worden ist.

In dem hier vorliegenden Fall gilt es, zunächst festzuhalten, daß X nicht routinisiert über seine Herkunft Auskunft geben kann. Das ist bemerkenswert wenn man bedenkt, daß er dazu in seinem Alltag häufig genötigt sein wird. Die Erklärung, daß dies dem hohen Erwartungsdruck, der in diesem Interview aufgebaut wird (daß nämlich der Interviewte selbst die wissenschaftliche Interpretation liefern soll) geschuldet sein mag, reicht nicht aus, denn hätte er seine ethnische Identität reflektiert und biographisch integriert, würde er dies ohne Bruch erzählen können. Er ist sich also unsicher, inwiefern 'Afrika' Quelle seiner Identität ist.

ich komme nicht aus Afrika,

Das Unvermögen über die eigene Identität routinisiert Auskunft geben zu können, kommt hier in der Produktion semantischer Inkonsistenz zum Ausdruck. X kommt aus Afrika, aber einschränkend stellt er fest, er kommt nicht aus Afrika. Reformuliert bedeutet dies: X ist in Afrika geboren, dort liegt aber nicht die Quelle seiner 'Identität'.

daß heißt mein Vater ist Afrikaner (*) und meine Mutter die ist Deutsche oder Europäerin (*).

Nun wird eine weitere Korrektur nachgeschoben. X kann nicht sagen: „Ich bin Afrikaner“ oder „Ich bin Deutscher“, dies läßt seine Selbstsicht nicht zu. Er kann auch nicht sagen: „Ich komme aus Afrika und ich bin Deutscher“ oder „ich bin Afro-Deutscher“, solche Selbstbeschreibungen läßt der ethnozentristisch-homogenisierende Diskurs in Deutschland nicht zu. Er verortet sich selbst über die ethnische Identität bzw. nationale Zugehörigkeit seiner Eltern.

Ausdruck des deutschen Ethnozentrismus

Ich komme aus Guinea, ich bin da geboren (*)

In einem vierten Anlauf versucht X seine Herkunft zu bestimmen. Wiederum im offensichtlichen semantischen Widerspruch zu seinen vorangegangenen Aussagen um gleich darauf seine Aussage erneut einzuschränken. Zuerst wird Guinea als Herkunft genannt, welche prinzipiell Identifikationsort sein könnte, der dann nur auf den Geburtsort reduziert wird. Hier reproduziert sich der bisherher rekonstruierte Sinngehalt. X ringt förmlich innerlich um die Bezeichnung seiner 'Identität' – für die ihm die deutsche Sprachgemeinschaft keine Begriffe zur Verfügung stellt.

und äh bis zum 6. Lebensjahr (..) war ich in Guinea, ich bin da aufgewachsen (*) ich mein aufgewachsen, ich hab meine Kindheit da verlebt (*)

Das Ringen um identifikatorisch-geographische Positionierung wird nun in zeitlich-biographischer Hinsicht fortgeführt. Die Aussage, er sei in Guinea aufgewachsen wird korrigiert zugunsten des Ausdrucks „Kindheit erleben“. Während das „Aufwachsen“ bis ins Erwachsenenalter reichen kann ist die Kindheit deutlich begrenzter. Wäre für X jedoch nur die Zeitdauer thematisch, wäre diese Präzisierung unnötig, schließlich hat er genau angegeben, bis zum 6. Lebensjahr in Guinea gelebt zu haben. Scheinbar will X den Eindruck verhindern, daß das „Aufwachsen“ in Guinea mit einer prägenden, primären Sozialisation gleichgesetzt wird. Es war vielmehr ein unbedeutendes „verleben“.

Die oben vorsichtig formulierte Strukturhypothese konnte bis zu dieser Sequenzstelle in der 'Radikalität' nicht bestätigt werden, aber sie kann präzisierend reformuliert werden. Es konnte gezeigt werden, wie die Differenz zwischen einer geburtsmäßigen 'afrikanischen' Herkunft und einer 'deutschen' Sozialisation unter den Bedingungen des Ethnozentrismus der deutschen Sprachgemeinschaft in der Identitätsbildung des Interviewten auseinandertreten, ohne zu einem für wie selbstverständlich vorhandenen und routinisiert artikulierbaren Identitätsentwurf synthetisiert werden zu können. Diese Feststellung ist natürlich weit davon entfernt, eine Identitätsdiffusion zu diagnostizieren (so SCHRADER/NIKLES/GRIESE 1976) oder von der Metapher des Hin- und-Hergerissenseins „zwischen den Stühlen“ (vgl. etwa HÄMMIG 2000). Vielmehr wird diese Differenz ja selbst in der Interviewsituation reproduziert – genau in der Weise, in der der Interviewte schon im Alltag mit der Aufforderung zum Nachweis der Synthese der für die deutsche Semantik von ethnischer Zugehörigkeit nur mühsam vereinbaren beiden „Wurzeln“ der afrikanischen und deutschen Herkunft konfrontiert ist. Diese Zumutung an eine Syntheseleistung wird also von gesellschaftlichen Semantiken produziert und ist stets wieder in Interaktionen reproduzierbar.

Abschließende Strukturhypothese zur Reproduktion von Differenz in der Identitätsbildung des Interviewten

3 SCHLUß

In dieser Fallrekonstruktion ist die Perspektive der Beobachtung zweiter Ordnung eingenommen worden. Dieser Rückzug auf die Beobachterperspektive ist als Vorteil verbucht werden, enthält er sich doch „heikler“ und fragwürdig gewordener Unterscheidungen. Jedoch wird dabei ausgeblendet, daß die Leistung der scheinbar naiven und „unaufgeklärten“ Beobachters erster Ordnung zunächst darin bestand, sich überhaupt für eine Unterscheidung entschieden zu haben (vgl. BAECKER 2000). Der Künstler steht eben vor einer leeren Leinwand oder der Interviewer vor einer zu füllenden Eröffnungssituation. Er *muß* sich für eine Handlung entscheiden, also Differenz setzen, will er überhaupt anfangen. Und *daß* er sich so und nicht anders entscheidet ist nicht zufällig. Auch wenn die operative Differenz formal betrachtet 'willkürlich' ist, weil sie nicht aus dem 'Wesen' der Sache begründet werden kann, so ist sie doch (in der Regel) subjektiv hoch bedeutsam. Fremd- und Selbstzuschreibung von Ethnizität ist subjektiv-biographisch sinnvoll. Gleichzeitig sind Differenzsetzungspraxen immer auch in Machtverhältnissen situiert. Die Operation des Unterscheidens ist nur möglich in Gesellschaft und so bestimmt die Gesellschaftsstruktur die Möglichkeiten und Formen des Unterscheidens und so wird Gesellschaft durch Unterscheiden reproduziert (vgl. LUHMANN 1988: 59). Die Beobachtung auf der Ebene zweiter Ordnung kann schnell dazu führen, die zwingende Logiken der Praxis auszublenden, Kontingenz zu zelebrieren und damit die Praxis in ihrer alltäglichen Bewältigungsleistung nicht anzuerkennen.

Kehrseiten der Beobachtung zweiter Ordnung

Desweiteren stellt sich die Frage, wie die Beobachtung zweiter Ordnung forschungspraktisch überhaupt möglich ist. Muß ich nicht bereits eine Vorstellung von Rasse haben, um den sozialen Herstellungsprozeß von Rassen untersuchen zu können? Und folge ich dann nicht lediglich den Kategorien, die die Machtverhältnisse vorgegeben haben? Darüberhinaus wird in dem Rückzug auf die Beobachterperspektive schnell vergessen, daß der Beobachter zweiter Ordnung ebenfalls Beobachter erster Ordnung

Wie ist Beobachtung zweiter Ordnung forschungspraktisch möglich?

ist, allerdings in Hinblick auf die Unterscheidung mit der er seinerseits den Beobachter beobachtet. Das ist sein „blinder Fleck“. In diesem Sinne ist die beforschte und die forschende Praxis gleichermaßen an Differenzproduktion beteiligt, oder besser: konstitutiv auf Differenzproduktion angewiesen.

In dem Wechsel der Beobachtungsebenen findet allerdings eine Verschiebung statt. Denn mit der Rekonstruktion der Art und Weise, wie die Praxis ethnische Differenzen produziert, fokussiert der forschende Blick eben die Art und Weise, wie ethnische Differenzen produziert werden – nicht mehr und nicht weniger. Dieser Blick sieht die Praxis nur noch unter der Rücksicht der Produktion und Reproduktion ethnischer Differenz. Sein blinder Fleck erlaubt es dann nicht mehr, Praxen jenseits von Differenzproduktion wahrzunehmen, er bleibt bei der Rekonstruktion stehen. So kann eine Praxis, die *in ihrem Vollzug* selbst ethnische Differenzen dekonstruiert, nicht mehr vorgestellt werden.¹¹ Dieses Dritte wahrzunehmen, welches jenseits von Produktion und Reproduktion von Differenz liegt, stellt eine erneute Verschiebung von Differenz dar, vielleicht eine von vielen anderen möglichen.

4 LITERATUR

- Baecker, D. 2000. Wozu Kultur? Berlin: Kadmos.
- Bukow, W.-D. 1996. Feindbild: Minderheit. Ethnisierung und ihre Ziele. Opladen: Leske & Budrich.
- Bukow, W.-D./Llaryora, R. 1988. Mitbürger aus der Fremde: Soziogenese ethnischer Minoritäten. Opladen.
- Hamburger, F. 1994. Pädagogik der Einwanderungsgesellschaft. Frankfurt/M.: CHECK.
- Hämmig, O. 2000. Zwischen zwei Kulturen: Spannungen, Konflikte und ihre Bewältigung bei der zweiten Ausländergeneration: Leske & Budrich.
- Luhmann, N. 1988. Frauen, Männer und George Spencer Brown. In: Zeitschrift für Soziologie, Bd. 17, 47-71
- Luhmann, N. 1995. Die Kunst der Gesellschaft. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Miles, R. 1989. Racism. London: Routledge.
- Oevermann, U. 2000. Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, K. (Hrsg.) Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt/M.: Suhrkamp. 58-156.
- Radtke, F.-O. 1992. Multikulturalismus und Erziehung. Ein erziehungswissenschaftlicher Versuch über die Behauptung: "Wir leben in einer multikulturellen Gesellschaft". In: Brähler, R./Dudek, P. (Hrsg.) Fremde - Heimat: Neuer Nationalismus versus interkulturelles Lernen - Probleme politischer Bildungsarbeit. Frankfurt/M.: Verlag für Interkulturelle Kommunikation. 185-209.
- Schrader, A./Nikles, B.W./Griese, H.M. 1976. Die zweite Generation. Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik. Kronberg: Athenäum.
- Spencer Brown, G. 1971. Laws of form. London: Allen & Unwin.
- Wernet, A. 2000. Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik. Opladen: Leske & Budrich.

¹¹ Das kann man zumindest behaupten, wenn man die Differenz noch ein Stück verschiebt. In Bezug zu der beforschten Praxis befinden uns hier auf der Ebene der Beobachtung dritter Ordnung.

5 TRANSKRIPT DER INTERPRETIERTEN SEQUENZ

(*) - „hmm“ oder ähnliches des Gesprächspartners

A: Hallo X, ähm schön daß du zu diesem 1. Interview gekommen bist. Wie du vielleicht weißt, schreibe ich eine Diplomarbeit über Zugehörigkeitserfahrungen und deren Verarbeitung bei biethnischen Personen und ähm das ist jetzt das 1. Interview in diesem Rahmen und ich bin also selber ganz gespannt was dabei rauskommen wird und bin da auch so ein bißchen unsicher irgendwie jetzt also ich muß mal schauen, wie sich das so entwickeln wird. Ich hab mir so grob überlegt, wie wir das machen, das wird also ca. 1.5h dauern und ähm also erstmal ist mir ganz wichtig dir zu sagen, daß du der Experte bist in diesem Gespräch also ich möchte halt von dir wissen, wie es ist du zu sein, weil ich das ja so selber gar nicht nachvollziehen kann und äh wenn ich dir irgendwelche Fragen stelle, dann bezieht sich das weniger auf Fakten und Daten, sondern eher immer, was das für eine Bedeutung für die hatte, also ich will was über deine Wünsche wissen, deine Träume, deine Ängste, deine Hoffnungen, deine Zuversichten, deine Lebensphilosophien, Ideen, usw. Wenn dir irgendwas zu persönlich ist, brauchst du nicht zu antworten, ähm, ja das ist erstmal so das Wichtigste.

Dann komm ich jetzt vielleicht erstmal grob zur Struktur: Also das ist jetzt die Einleitung und danach wollte ich mit dem biographischen Teil anfangen, also Fragen zu deinem Lebenslauf stellen und äh, dann kommt ein weiterer Themenbereich, der sich mit Zugehörigkeitserfahrungen beschäftigt und dann halt zum Schluß nochmal so'ne Art Rückmeldung auf das Interview. Hast du da noch irgendwelche Fragen zu oder können wir dann anfangen?

X: Ja, ich hab keine Fragen dazu eigentlich, nur daß ich eben halt so über die Ängste und Träume halt noch nicht so intensiv nachgedacht habe (*), so daß ich eigentlich im Laufe des Gesprächs auf diese Fragen dir antworten kann.

A: (*), okay

X: Das wäre meine einzige (*) Frage, die ich (...)

A: (#) mhm, ja okay

X: Okay

A: Ähm, vielleicht noch was, hast du ganz bestimmte Erwartungen an dies Interview?

X: Nee, ich gehe ganz offen in dieses Interview, also ich hab da keine Erwartungen

A: Okay, alles klar! Mhm, ja dann würde ich jetzt erstmal so mit dem biographischen Teil anfangen und frag dich jetzt erstmal, wie du heißt und wie du aufgewachsen bist und ja erzähl doch ganz einfach mal.

X: Ja, //räuserper//, ich heiße X, Y ist mein Familienname, (*), das hört sich auch schon halt äh nicht deutsch an (*) und äh deswegen also ich komme aus Afrika, oder zumindest (*) ich komme nicht aus Afrika, daß heißt mein Vater ist Afrikaner (*) und meine Mutter die ist Deutsche oder Europäerin (*). Ich komme aus Guinea, ich bin da geboren (*) und äh bis zum 6. Lebensjahr (..) war ich in Guinea, ich bin da aufgewachsen (*) ich mein aufgewachsen, ich hab meine Kindheit da verlebt (*) und äh dann bin ich nach Deutschland mit meiner Mutter und meinem, mit meiner Mutter und mit meinen Schwestern halt, ich hab zwei Geschwister.

A: (#) Sind die älter als du, oder ...?

X: Ja, die sind beide älter als ich ...